

Die starken Arme legen keine Räder mehr still

Der „Malocher“ trat ab und ein Prekariat entstand

FRANZ WALTER

Als sich zwischen den 1840er und 1860er Jahren in Deutschland eine gewerkschaftlich organisierte Arbeiterbewegung formierte, war es keineswegs die neue Klasse der Fabrikarbeiter, die den Motor dieser Entwicklung bildete. Denn im Frühkapitalismus besaßen die traditionslosen Fabrikarbeiter keine Organisationserfahrungen, keine Solidaritätspotentiale, keine gruppenbildenden Leitideen. Das war bei den vorkapitalistischen Handwerksgesellen jener Jahre – den Schriftsetzern, Scherenschleifern, Drechslern, Sattlern, Zimmerern usw. – hingegen ganz anders. Sie verfügten über die Kompetenzen, die dem industriellen Frühproletariat fehlten. Sie wurden infolgedessen zu Pionieren der gewerkschaftlichen Emanzipationsbewegung. Sie prägten die Führungsschicht ihrer Organisationen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Sie besaßen die Voraussetzungen, die man braucht, um eine neue soziale Bewegung ins Leben zu rufen und sie peu à peu in Parteistrukturen zu übersetzen: Organisationskompetenz, Selbstbewusstsein, Bildung, Leitziele.¹

Aus diesem Herkommen wurden „Assoziation“ und „Bildung“ zu Zaubervörtern der frühen Arbeiterbewegung – und prägten sie auf lange Dauer. Denn in den frühgewerkschaftlichen Organisations- und Bildungsidenti-

1 Vgl. Kocka, Jürgen: *Lohnarbeit und Klassenbildung*, Berlin [u.a.] 1983, S. 179ff.

täten spiegelten sich die Gruppenmoral und der Ehrgeiz der berufsstolzen Handwerkerelite. So entstand ein bildungsbeflissenes, organisationszentriertes, aufstiegsorientiertes Facharbeiterbewusstsein.² Auf ungelernte Arbeiter wirkte das von Beginn sehr viel weniger anziehend. Die Assoziations-, Bildungs- und Strebsamkeitsmentalität stieß sie oft eher ab, war ihrer oftmals diskontinuierlichen Lebensgeschichte fremd. Und so blieb der mentale Gegensatz zwischen den gelernten und ungelernten Arbeitern lange eine Konstante in der deutschen Arbeiterschaft.³

Insofern liefen etwa auch die Protestbewegungen in den traditionslosen Teilen der Arbeiterklasse seit 1917 an den Gewerkschaften vorbei, ja: richteten sich zuweilen aggressiv gegen die Organisationsapparate der Arbeiterverbände und Parteien. Der Entstehungsort und die Aktionszentren der jungproletarischen Rebellionen waren die Reviere der Rüstungsindustrien, die im Laufe des Ersten Weltkrieges meist aus dem Nichts in die Höhe gezogen worden waren. Als Arbeitskräfte hatte man junge Leute rekrutiert, oft ungelernt, häufig aus dem agrarischen Hinterland herbeigezogen. Für diese jungen Arbeiter kam der Wechsel in die Rüstungsfabriken und in die neuen Wohnquartiere jäh und schroff. Ihr Grundgefühl war das der Wurzellosigkeit: Die alten Bindungen waren gekappt, neue Ligaturen zur Organisationswelt und Kultur der organisierten Arbeiterbewegung hatten sich nicht aufgebaut. Das „neue Unten“ der Weimarer Republik wurde zum Ferment eines bis dahin unbekannten aktionistischen Arbeiterradikalismus in Deutschland.

Die Distanz der hochqualifizierten Facharbeiter zu den schlecht ausgebildeten Massen – das findet man nicht zuletzt deshalb auch während der 1920er Jahre verstärkt wieder. Und es forcierte sich noch in dem Maße, in dem gerade die „Ungelernten“ seit 1929/30 ihre Berufsarbeit verloren beziehungsweise gar nicht erst in den Produktionsprozess hineinfanden. Fortan war nicht mehr der Betrieb, sondern komplett die Straße der Erlebnis-

2 Welskopp, Thomas: *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie zwischen Vormärz und Sozialistengesetz*, Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung, (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 54), Bonn 2000.

3 Vgl. insgesamt auch Ritter, Gerhard A.: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: *Historische Zeitschrift*, 249 (1989), S. 295-362.

und Erfahrungsraum dieser Arbeiterschicht. Die Straße lud weit mehr als der Betrieb zum martialischen Aufmarsch, zum gewalttätigen Aufruhr, zur körperbetonten Protestgebärde ein, was den qualifizierten Facharbeitern des kopfbetonten Arbeiterbildungswesens fremd war. Es entwickelten sich mit-hin zwei Kulturen in der industriellen Arbeiterschaft, die umso weiter aus-einander trieben, je länger die ökonomische Krise zum Ausgang der Wei-marer Republik anhielt.⁴ Und dazu kam noch die quantitativ wahrscheinlich sogar stärkste Arbeiterkultur, die sich um Politik nicht scherte, sondern in der Freizeit an den neuen Angeboten der kommerziellen Massenkulturen orientierte, am Kino etwa, aber auch an Tanz- und Sportveranstaltungen.⁵

Der protestantische Theologe und anfängliche Sozialdemokrat Günther Dehn charakterisierte dabei die freizeitfixierten Einstellungsmuster junger Ungelernter im Kontrast zum Berufsstolz der Facharbeiterelite zeitgenös-sisch so:

„Beim Ungelernten ist die Trennung zwischen Beruf und Leben fast völlig durchge-führt. Die Arbeit ist hier für den Menschen nur noch in ganz geringem Maße Basis sei-nes Seins, Möglichkeit der Auswirkung der in ihm schlummernden Kräfte und Fähig-keiten, Mittel der Eingliederung in den verantwortlichen lebendigen Zusammenhang mit den Mitmenschen, sie ist nur sachliche Leistung zum Zweck des Lebensunterhalts. Das eigentliche Leben beginnt erst jenseits der Arbeitssphäre. [...] Nicht etwa der So-zialismus, sondern der Amerikanismus wird das Ende aller Dinge sein.“⁶

Zunächst setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg diese sozialmoralische und politische Spaltung in Arbeiterklasse und Sozialismus nicht weiter fort. Die 1950er Jahre bildeten vielmehr das Jahrzehnt, in dem sich die Arbeiterklasse entproletarisierte. Die Vollbeschäftigung, die sich allmählich durchsetzte, vermittelte den Arbeitern ein stärkeres Gefühl der Sicherheit. Die Massen-konsumartikel, an denen in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre mehr und

4 Vgl. Schönhoven, Klaus: *Reformismus und Radikalismus. Gespaltene Arbeiter-bewegung im Weimarer Sozialstaat*, München 1989, S. 127ff.

5 Vgl. Langewiesche, Dieter: Politik – Gesellschaft – Kultur. Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem I. Weltkrieg, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 22 (1982), S. 359-402.

6 Dehn, Günther: *Proletarische Jugend. Lebensgestaltung und Gedankenwelt der großstädtischen Proletarierjugend*, Berlin 1930, S. 39, 80.

mehr auch die Arbeitnehmer partizipierten, schufen Wohlstand und Privatheit. In den 1960er Jahren schienen gar bereits einige der klassischen sozialen Fragen der Industriegesellschaft, was Armut und Elend anging, final beantwortet zu sein. Denn auch kinderreiche Familien und alte Menschen, die zuvor am stärksten der Gefahr existenzieller Unsicherheit ausgesetzt waren, verzeichneten durch die zielstrebige Sozial- und Gesellschaftspolitik der Sozialstaatsregierungen erhebliche materielle Positionsgewinne. Soziale Sicherheiten lösten infolgedessen die früher chronischen Fragilitäten der Lebensführung ab. Zudem schliffen sich zuvor scharf ausgeprägte Interessensorientierungen und Einstellungsmuster zwischen den verschiedenen Schichten der Arbeitnehmerschaft ab. Arbeiter und Angestellte wurden nicht eins, aber sie näherten sich einander im Laufe der 1960er Jahre stärker an als in den zurückliegenden hundert Jahren der industriellen Gesellschaft. Auch der Anteil der Ungelernten in der Arbeiterschaft verringerte sich, von einem Drittel Mitte der 1920er Jahre auf ein Fünftel 1970.⁷

Doch markierten die frühen 1970er Jahre eine Wende anderer Art. In diesen Jahren übertraf der tertiäre Sektor den sekundären an Relevanz und Umfang. Im Zuge dieses Transformationsprozesses verschwanden etliche Traditionsfirmen aus der über hundertjährigen Industriegeschichte Deutschlands von der Bildfläche.⁸ Ganze Arbeitergruppen, die lange das Bild der Straßen und Wohnquartiere in den urbanen Zentren des Landes bestimmt hatten, lösten sich in diesem Vorgang allmählich mit auf. Ihre Arbeitskraft wurde nicht mehr gebraucht, da man Intelligenz, nicht mehr Manpower suchte, wie es der Soziologe Heinz Bude ausdrückte: Daran musste ein Lebensplan, der „auf die harten und dreckigen Jobs in der alten Industrie zugeschnitten ist, scheitern.“⁹ Alternativen gab es auf dem Arbeitsmarkt für die meisten ebenfalls nicht mehr. Und so rutschten sie in die soziale Gruppe ab, die später die Kategorisierung beziehungsweise Stigmatisierung „neue Unterschicht“ erhielt.

7 Vgl. Hradil, Stephan: *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*, Wiesbaden 2006, S. 204ff.

8 Vgl. Doering-Manteuffel, Anselm: Langfristige Ursprünge und dauerhafte Auswirkungen. Zur historischen Einordnung der siebziger Jahre, in: Jarausch, Konrad (Hrsg.): *Das Ende der Zuversicht. Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008, S. 318ff.

9 Bude, Heinz: Ein neuer politischer Egalitarismus, in: *Herder Korrespondenz*, 63 (2009) 2, S. 71.

In der Tat: Die alte, berufsstolze, disziplinierte, selbstbewusste, zukunftsoptimistische, kulturell ambitionierte Arbeiterklasse verließ die Bühne. Der „Malocher“ mit starken Muskeln und hohem Klassenbewusstsein, mit gewerkschaftlichem Engagement und gut geschulter sozialistischer Gesinnung trat ab.¹⁰ Das, was früher ein linkes Arbeitermilieu konstituierte, engmaschig organisiert und lebensweltlich wie normativ homogen, konnte nicht mehr bestehen. Das industrielle Fundament großbetrieblicher Zusammengehörigkeit und Wohnförmigkeit fehlte dafür. Die Arbeiterklasse von ehemals spaltete sich: auf der einen Seite in die Verlierer, die zunehmend atomisierten, resignierten und zur Apathie neigten. Sie blieben in ihrem angestammten Wohnviertel, das aber Jahr für Jahr mehr von einem wertgebundenen Arbeiter- zum desintegrierten Arbeitslosenquartier herabsank.¹¹ Auf der anderen Seite standen die Gewinner, welche die Bildungsreformen genutzt, die Aufstiegschancen im öffentlichen Dienst und in den neuen ökonomischen Sektoren ergriffen hatten. Keine andere Sozialgruppe war auf das Aufstiegsversprechen durch schulische Weiterqualifikation besser vorbereitet als die Familien dieses gewerkschaftlichen Funktionärskerns der Facharbeiterschaft. Sie waren die „Insider“, denen es nach 1973 besser ging als ihren zuvor sozial blockierten Eltern und Großeltern.¹² So entfernten sich die Kinder, Enkel und Urenkel dieser Facharbeiterelite peu à peu aus den Arbeitermilieus mit ihren Zusammenhängen einer überlieferten Solidargemeinschaft.¹³ Spätestens mit der eigenen Familiengründung,

10 Vgl. von Saldern, Adelheid: Geoff Eley, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe 1850-2000* (Rezension), in: *AFS*, 44 (2004), S. 697.

11 Häußermann, Hartmut: Ungleichheit und Wohnen, in: *Neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte*, 56 (2009) 10, S. 42-45, hier S. 44.

12 Zur Unterscheidung von „Insider“ und „Outsider“ vgl. besonders Rueda, David: Spaltung der Sozialdemokratie in Insider und Outsider. Beschäftigungsförderung und Großbritanniens ‚Third Way‘, in: *Berliner Debatte Initial*, 17 (2006) 1/2, S. 199ff.

13 Hierzu und im Folgenden vor allem Ortmann, Hedwig: *Arbeiterfamilie und sozialer Aufstieg. Kritik einer bildungspolitischen Leitvorstellung*, München 1971; Hansen, Hans: *Arbeiter-Jugendliche auf dem Gymnasium*, Dissertation zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie der Universität Hamburg, Hamburg 1976; Fürstenberg, Friedrich: *Das Aufstiegsproblem in der modernen Gesellschaft*, Stuttgart 1969.

mit der beruflichen Etablierung wechselten sie dann die Wohngegend, die Bezugsgruppen, die Geselligkeitsformen, die Manieren, den Habitus schlechthin.

Die „Insider“ des Aufstiegs goutierten in den folgenden Jahren die Möglichkeiten einer nicht-milieugebundenen Individualität und Optionsvielfalt. Die aufsteigenden „Insider“ ließen fortan die Ausgestoßenen des Deindustrialisierungsprozesses, die neuen „Outsider“, hinter sich und zurück, organisierten sie nicht mehr, formten sie nicht mehr kulturell, gaben ihnen keine politischen Impulse und Interpretationen mehr vor, stifteten weder Sinn noch Halt. Die Klassenbasis der Handarbeiterbewegung zerbrach durch Aufstieg der einen und Abstieg der anderen. Die zurückgelassene Herkunftsgruppe betrachtete die Konversion der Gymnasiasten/Studenten aus ihren unterschichtigen Quartieren zunächst mit Argwohn, später dann in Teilen mit offener Feindschaft. Die Aufsteiger wurden zur sichtbaren Personifikation der Illoyalität, zur Inkarnation der Hohlheit der ursprünglich vollmundig skandierten Postulate von Brüderlichkeit, Solidarität und kollektiver Emanzipation. Die Aufsteiger hatten die Normen verraten, die Bindungen abgestreift, die Schwüre gebrochen. Ein Prinzipienvakuum öffnet sich im Folgenden – oben wie unten.

Durch die „Kettenabwanderung“ aus den Arbeiterquartieren während der Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre¹⁴ gingen die bisherigen Sprecher der Benachteiligten verloren. Diejenigen, die zurückblieben¹⁵, besaßen nicht die Kraft, wohl auch nicht die Kompetenzen, in ihren Quartieren kollektivierende Strukturen einzuziehen, durch intermediäre Einrichtungen – wie früher die Arbeiterwohlfahrt, Jugendverbände, Samariterkolonnen, Elternvereinigungen etc. – auch arbeitslose Einzelne zu assoziieren. Die vielen Einzelnen, die nun arbeitslos wurden und es blieben, sahen sich allein, isoliert, ohne die Kooperationen der Vergangenheit. Selbst Nachbar-

14 Vgl. auch Solga, Heike; Wagner, Sandra: Die Zurückgelassenen – die soziale Verarmung der Lernumwelt von Hauptschülerinnen und Hauptschülern, in: Becker, Rolf; Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.): *Bildung als Privileg. Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*, Wiesbaden 2008, S. 191ff.

15 Generell über dies Phänomen vgl. Gestrich, Andreas; Krause, Marita (Hrsg.): *Zurückbleiben. Der vernachlässigte Teil der Migrationsgeschichte*, Stuttgart 2006.

schaften trugen bald nicht mehr. Sicherheit und belastbare Alltagsgewissheit garantierten allein die vier eigenen Wände. Dahin zogen sich etliche Personen aus den früheren Arbeitermilieus für sich zurück, resignierten, wandten sich von der Politik ab. Die Räume, welche die Aufsteiger verlassen hatten, besetzten nun Migrantenfamilien, was die Rückzugs- und Abkapselungstendenzen der Alt-Einheimischen der unteren Schichten häufig noch mehr verstärkte. Einst waren diese Viertel hoch politisiert, demonstrativ in Aktivität gehalten; jetzt gingen die einen enttäuscht nicht mehr zur Wahl, die anderen durften es aus Gründen des Staatsbürgerrechts nicht. Die Wahlenthaltung war ein Indiz für die Spaltung der Gesellschaft, welche – so der französische Soziologe Érich Maurin – zwischen denen verlief, die eine gesicherte Zukunft besaßen und solchen, die von der Wucht der Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt heftig nach unten und an den Rand geschleudert worden waren.¹⁶ So hatten die Stadtbereiche jener keine Vokalisierung und keine Stimme bei den politischen Entscheidungsträgern. Man konnte sie vernachlässigen.¹⁷ In Frankreich, wo die soziale, kulturelle und politische Segregation während der vorangegangenen Jahrzehnte noch weiter fortgeschritten war, wurde diagnostiziert, dass das nicht-wählende Prekariat sich eben nicht mehr als Teil der Gesellschaft fühlte, dass sich dort vielmehr das Gefühl verbreitet hatte, keine eigene und wirksame politische Existenz innerhalb der Nation noch innezuhaben. Insofern schafften sich die zunehmend ghettoisierten Wohnviertel eigene Regeln.¹⁸ Und eine der Normen, die sich auf diese Weise quartiersbezogen entwickelt hatte, lautete: nicht mehr wählen zu gehen. Bezeichnend war sicher auch, dass gerade in den Stadtteilen, die in unregelmäßigen Abständen durch Jugendkrawalle Aufmerksamkeit erregten, die Partizipation am Wahlakt besonders geringe Quoten aufwies. Man fühlte sich vom dominanten Teil der Gesellschaft verlassen, sah infolgedessen auch keinen Grund, an deren Vereinbarungen und Verständigungsmustern mitzuwirken.

In Deutschland gebrach es den Zurückgelassenen in den früheren Arbeitersiedlungen der Industriegesellschaft ebenso an potentieller Macht wie auch

16 Vgl. das Interview mit Maurin, Érich, in: *Le Monde* vom 25.03.2010.

17 Hierzu und im Folgenden: Häußermann, Hartmut; Kronauer, Martin; Siebel, Walter (Hrsg.): *An den Rändern der Städte*, Frankfurt a.M. 2004.

18 Vgl. Bronner, Luc: Certaines cités se sont exclues du système electoral, in: *Le Monde* vom 19.3.2010.

nur an Bedeutung und Funktion. Die Arbeiterklasse in der Hochzeit des Industriekapitalismus konnte damit drohen, „alle Räder“ zum Stillstand zu bringen, wenn der „starke Arm“ des Proletariats dazu entschlossen war.¹⁹ So lautete noch der Text des ersten Bundesliedes der frühen deutschen Sozialdemokratie. Doch die schlecht qualifizierten Arbeiter im Deindustrialisierungsprozess der 1970er Jahre waren für die modernen Unternehmen nicht mehr wichtig. Sie waren überflüssig geworden, ohne Nutzen für Produktivität und Gewinn. Die Lohnabhängigen mochten früher über Ausbeutung geklagt haben. Die Entbehrlichen der postindustriellen Gesellschaft mussten bekümmert feststellen, dass sie mittlerweile niemand mehr ausbeuten wollte, da die Ausbeute ihres Arbeitsvermögens dem Besitzbürgertum nicht mehr genügte. Sie waren diejenigen, die übrig blieben, als die Fabrikarbeit verschwand.²⁰ In den Jahren der Kanzlerschaft von Helmut Schmidt hofften noch etliche, dass die Arbeitslosigkeit Folge ungünstiger konjunktureller Rahmenbedingungen wäre und wieder vergehen würde, wie so oft in der Geschichte des Kapitalismus. Spätestens mit den 1980er Jahren aber wurde manifest, dass sich die Arbeitslosigkeit zu einem Langzeitphänomen festigte und verstetigte, dass selbst in guten Wachstumsjahren, wenn die Börsenkurse nach oben jagten, der Bedarf nach manueller Industriearbeit nicht wieder stieg.²¹ Eine neue Klasse entstand darauf, ohne Wahrnehmung eigener Kollektivität und verbindender Interessen, ohne Gegenideologie und subversiven Aktionsdrang. Sozialwissenschaftler sprachen jetzt von den „Exkludierten“, der „Underclass“ oder auch der „neuen Unterschicht“.²²

Das Signum dieser neuen Unterschichtigkeit war die Perpetuierung der randständigen Existenz, gewissermaßen die intergenerationelle Vererbung von sozialem Ausschluss und gesellschaftlicher Aussichtslosigkeit.²³ Die

19 Vgl. das Bundeslied, in: Bartels, Hans-Peter et al. (Hrsg.): *Das Vorwärts-Liederbuch*, Berlin 2009, S. 40.

20 Vgl. Wilson, William J.: *When Work Disappears. The World of the New Urban Poor*, New York 1996.

21 Vgl. Reinprecht, Christoph: Zur Wiederkehr sozialer Unsicherheit, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, 57 (2010) 12, S. 27ff.

22 Vgl. Bude, Heinz; Willisch, Andreas: *Exklusion. Die Debatte über die ‚Überflüssigen‘*, Frankfurt a.M. 2008.

23 Vgl. Pollak, Reinhard: *Kaum Bewegung, viel Ungleichheit. Eine Studie zu sozialem Auf- und Abstieg in Deutschland*, hrsg. v. Heinrich-Böll-Stiftung, (Schriften

Tragik dieser Lage bestand darin, dass die verschiedenen Elemente der Marginalität und der Abtrennung von der Mehrheitsgesellschaft ineinander übergingen, sich gegenseitig verstärkten, kumulativ die Not vermehrten. Arbeitslosigkeit bedeutete minderes Einkommen. Minderes Einkommen reduzierte die Wohnungsqualität. Schlecht beleumdetes Wohnumfeld barg große Defizite an infrastruktureller Versorgung. Vor allem das Niveau der Erziehungseinrichtungen, von der Kita bis zu den Schulen, fiel weit unterdurchschnittlich aus. Bildungsmangel aber verhindert die Integration in das Erwerbsleben – ein wirklicher Teufelskreis, der sich spiralförmig reproduzierte.²⁴

Umstritten blieb bei den Experten der Stadt- und Segregationssoziologie, wie bedeutsam und aussichtsreich eine Politik der sozialen Durchmischung sein mochte, um verfestigte Prekariatsstrukturen, eine Subkultur der Armut zu verhindern. Oft wurde darauf verwiesen, dass in gründerzeitlichen Stadtteilen urbaner Zentren neben Langzeitarbeitslosen eine etablierte Facharbeiterschicht, gut verdienende Mittelklassezugehörige und Studierende lebten, die mittels zivilgesellschaftlicher Organisationen und Vernetzungen auch die unterschichtigen Gruppen einbeziehen, ihnen Schutz bieten, ein Stück weit Zuversicht über Aktivitätsnormen vermitteln konnten. Sehr viel weniger optimistisch beurteilten die beiden Wissenschaftler Sebastian Beck und Thomas Perry die Zielsetzung einer integrativen Stadtgesellschaft durch systematische Mischung des Wohnstandortes. Ein zu hohes Maß an Vielfalt und Verschiedenartigkeit, so ihr Befund, führe nicht zu mehr und kooperativeren Kontakten, sondern im Gegenteil: zu Abgrenzung. Andere Verhaltensweisen werden häufig als fremder Eingriff in die eigene Welt interpretiert und übel genommen. „Wegziehen wird deshalb zu einer sehr rationalen Lösung, der Spannung auszuweichen. Dass dies zu

zu Wirtschaft und Soziales, Bd. 5), Berlin 2010, online verfügbar unter: www.boell.de/downloads/201010_Studie_Soziale_Mobilitaet.pdf (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

- 24 Vgl. hierzu grundlegend die Studien von Kronauer, etwa: Kronauer, Martin: ‚Soziale Ausgrenzung‘ und ‚Underclass‘: Über neue Formen gesellschaftlicher Spaltung, in: *Leviathan*, 25 (1997) 1, S. 28ff; Ders.: Armut, Ausgrenzung, Unterklasse, in: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): *Großstadt. Soziologische Stichwörter*, Opladen 1998, S. 13ff; Ders., Die neue soziale Frage: Armut und Ausgrenzung in der Großstadt heute, in: Walther, Uwe-Jens (Hrsg.): *Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Ein Programm auf dem Weg zur sozialen Stadt?*, Opladen 2002, S. 165ff.

Segregation führen könnte, kümmert die nicht, die wegziehen.“²⁵ Etwas mehr Bedauern darüber klingt bei Heinz Bude an: „Wenn diese Familien abwandern, gehen dem Stadtteil wichtige zivilgesellschaftliche Potentiale verloren, weil Kinder immer einen Grund darstellen, sich um das Wohnumfeld zu kümmern und den Kontakt mit Nachbarn zu pflegen.“²⁶

So aber verwarhlste dieses Wohnumfeld, folgt man wiederum der expressiven Darstellung von Bude:

„Jedes Mal gerät man in eine soziale Zone mit hoher Arbeitslosigkeit oder massiver Unterbeschäftigung, wo die Straßen dreckig, die Bushaltestellen demoliert, die Häuser mit Graffiti übersät und die Schulen marode sind. Hier treffen ökonomische Marginalisierung, ziviler Verfall und räumliche Abschottung zusammen. Die Menschen, die man in den Billigmärkten für Lebensmittel trifft, wirken abgekämpft vom täglichen Leben, ohne Kraft, sich umeinander zu kümmern oder aufeinander zu achten, und lassen gleichwohl kein Anzeichen von Beschwerdeführung oder Aufgehren erkennen. Die Jugendlichen hängen herum und warten darauf, dass etwas passiert, die Männer mittleren Alters haben sich ins Innere der Häuserblocks zurückgezogen, und die Frauen mit den kleinen Kindern sehen mit Mitte zwanzig schon so aus, als hätten sie vom Leben nichts mehr zu erwarten. Es herrscht eine Atmosphäre abgestumpfter Gleichförmigkeit. Hier leben Menschen, die sich daran gewöhnt haben, wenig zu besitzen, wenig zu tun und wenig zu erwarten.“²⁷

Im Herbst 2006 schien die Gruppe der Exkludierten plötzlich in den Mittelpunkt des öffentlichen Masseninteresses zu rücken.²⁸ Verantwortlich dafür

25 Beck, Sebastian; Perry, Thomas: Studie Soziale Segregation. Nebeneinander und Miteinander in der Stadtgesellschaft, in: *vhw FW*, (Juni-Juli 2008) 3, S. 115-122, hier S. 119f.

26 Bude, Heinz: *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*, München 2008, S. 67.

27 Ebd., S. 10.

28 Vgl. zu der Debatte um die „neuen Unterschichten“, die ausgelöst wurde durch die von der Friedrich-Ebert-Stiftung 2006 herausgegebene Studie des Instituts TNS Infratest Sozialforschung: *Gesellschaft im Reformprozess*. Zentrale Inhalte der Studie sind online verfügbar unter: http://www.fes.de/aktuell/documents/061017_Gesellschaft_im_Reformprozess_komplett.pdf (zuletzt eingesehen am

war eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, durchgeführt vom Institut TNS Infratest Sozialforschung, zur „Gesellschaft im Reformprozess“. Die Sozialforscher hatten in ihrer Untersuchung auf die Rückkehr sozialer Polarisierungen, vor allem auf die Existenz eines „abgehängten Prekariats“ hingewiesen. Acht Prozent der Bevölkerung zählten sie hierzu. Die meisten davon befanden sich im berufsaktiven Alter, aber die wenigsten gingen einem Erwerb nach, da zwei Drittel der Zugehörigen dieser Lebenswelt (länger bereits) in der Arbeitslosigkeit feststeckten. Überwiegend handelte es sich beim Prekariat um Männer, die sich wenig mit ihrer (früheren) Arbeit identifizierten, dazu eine geringe berufliche Mobilität und Aufstiegsorientierung aufwiesen. In dieser Gruppe herrschte die mit Abstand größte finanzielle Unsicherheit, die Zukunftssorgen waren immens; man wähnte sich selbst im gesellschaftlichen Abseits, auf der Verliererseite, vom Staat allein gelassen. Gegenüber Ausländern schotteten sich die Prekarierten rigide ab; sie füllten ihre Frustrationen mit einem entschiedenen Ethnozentrismus. Die Distanz zu Parteien und Politikern konnte größer kaum sein; im Jahr der Erhebung fand man in diesem Milieu den höchsten Anteil an bekennenden Nichtwählern, aber auch von trotzigen Sympathisanten der PDS und rechtsextremer Formationen.

Die Bekanntgabe der Untersuchungsergebnisse mündete in eine durchaus furiose, aber letztlich wieder rasch vorübergehende „Unterschichtendebatte“. Vor allem die Sozialdemokraten, einst politische Repräsentanten der unteren gesellschaftlichen Schichten, reagierten irritiert und ein wenig richtungslos, fast beleidigt. Dass ausgerechnet während ihrer Regierungszeit sich die sozialen Antagonismen und Marginalisierungen verschärft haben sollten, war ihnen nur schwer erträglich.²⁹

Später legte das Heidelberger Sinus-Institut explorativ nach. Die Vorzüge der Sinus-Studien, wie auch die von TNS Infratest, liegen darin, dass

04.12.2010); vgl. auch Neugebauer, Gero: *Politische Milieus in Deutschland. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung*, Bonn 2007; Schnibben, Cordt: Die Überflüssigen, in: *Der Spiegel*, 43 (2006), S. 28-30; Kahlweit, Kathrin: Eine Klasse für sich, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 17.10.2006; Wehler, Hans-Ulrich: Verschämte Klassengesellschaft, in: *Die Zeit*, 48 (2006).

29 Vgl. auch Alber, Jens; Fliegner, Florian: Eine merkwürdige Debatte. Die von manchen Politikern gelegnete Unterschicht gibt es wirklich, in: *WZB-Mitteilungen*, 114 (2007), S. 22-24.

sie Analysen zur sozialen Lage mit den Einstellungen und Lebensstilen der Zugehörigen unterschiedlicher Milieus verknüpfen. Solche Lebensweltanalysen machen die soziokulturellen Ungleichzeitigkeiten von gleichzeitig auftretenden Milieus deutlich.³⁰ Die Ungleichzeitigkeiten rühren zunächst aus den verschiedenartigen historischen Orten ihrer Entstehung und Prägung. Die 1950er Jahre haben einen anderen Lebensstil hervorgebracht als die 1970er Jahre, deren Zeitgeist wiederum in den 1990er Jahren nachgerade anachronistisch auf die hier nachwachsenden Kohorten wirkte. Die Heterogenitäten der sozialen Lagen begründen nach wie vor – vielleicht sogar stärker als 30 Jahre zurück – ungleiche Chancen, Möglichkeiten, Optionen, kulturelle und materielle Realitäten. So differieren die Milieus im Deutschland des frühen 21. Jahrhunderts nach Demographie, sozialer Lage, Habitus, Freizeit, Medienbenutzung, Ästhetik, Lebensstil, Werten, Sprachcodes und Sinnspektiven.³¹

Schließlich sagt die soziale Lage allein nichts über politische Einstellungen, soziales Engagement, den Charakter alltagsorientierender Deutungsmuster aus. Und dass die unzweifelhaft bedrückende soziale Lage der Prekarisierten in diesem Land bemerkenswert geringe altruistische oder solidarische Zuwendungen hervorruft, hat gewiss mit eben dieser subjektiven, lebensstilistischen Seite des Problems zu tun.³²

Denn: Es gab Zeiten, da wurden die Outcasts und Unterdrückten dieser Welt politisch umschwärmt und literarisch mythologisiert. Das Prekariat des Postindustrialismus hingegen wurde und wird eher verachtet. Über dieses Prekariat werden vielmehr expressive Geschichten über die Disziplinlosigkeit, den schrillen Konsumismus, die Antriebsschwäche, ja die „Asozialität“ des „neuen Unten“ erzählt. Als Kontrast wird an die tüchtigen Facharbeiter früherer Jahrzehnte erinnert – berufsstolz, aufstiegswillig, bildungsbeflissen, organisationsbereit. Die fleißigen Dreher, Drucker und

30 Vgl. Flaig, Bertold Bodo; Meyer, Thomas; Ueltzhöffer, Jörg (Hrsg.): *Alltagsästhetik und politische Kultur*, Bonn 1993.

31 Vgl. z.B. Rössel, Jörg: *Sozialstruktur Deutschlands. Strukturierte soziale Ungleichheit, Lebensstile und Milieus*, Wiesbaden 2007; sowie Bremer, Helmut: *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen*, Wiesbaden 2006.

32 Vgl. auch Walter, Franz: *Baustelle Deutschland. Politik ohne Lagerbindung*, Frankfurt a.M. 2008, S. 7ff.

Drechsler der frühen Arbeitsgesellschaft hatten sich noch – so wird es zumindest gerne etwas verklärend erinnert – nach langen Arbeitszeiten bei Kerzenlicht durch Buchlektüre weiterzubilden versucht; das neue Prekariat aber – so wird es vorwurfsvoll kolportiert – liegt faul mit Dosenbier und Kartoffelchips auf der Couch vor einfältigen Kabel-1-Spielfilmen, verfettet und verlottert so auf Dauer in der von den Fleißigen mühevoll gespannten sozialen Hängematte des deutschen Wohlfahrtsstaates.

Die Sinus-Sozialforscher hatten nun einen genaueren Blick in die prekären Lebenswelten der deutschen Gesellschaft geworfen. Zur Underclass zählten sie diejenigen mit einem Nettoeinkommen unter 600 Euro, einer geringstufigen Schulbildung und der soziokulturellen Entkopplung von den Möglichkeiten der Mehrheitsgesellschaft. Folgte man der Prämisse, dann gehörten in Deutschland nahezu vier Millionen Menschen zu dieser mehrfach abgehängten Schicht. Es gab dabei ein deutliches Ost-West-Gefälle, da in den neuen Bundesländern zehn Prozent niederschichtig angesiedelt sind, im Westen waren es nur fünf Prozent. Bemerkenswerterweise konzentrierten sich die Unterschichten nicht – wie vielfach angenommen – in erster Linie in den urbanen Zentren, sondern verteilten sich, wenngleich nur leicht überproportional, im ländlichen, klein- und mittelstädtischen Raum.

Gemeinsam war den Zugehörigen dieser Lebenswelt, dass sie sich von Arbeitslosigkeit zumindest bedroht fühlten, sich vor weiteren Einschränkungen sozialer Transfers elementar fürchteten, mit den beschleunigten Wandlungsprozessen in der Gesellschaft nicht mehr zurechtkamen, sich als Loser sahen und daher zunehmend in subkulturellen Nischen einschlossen. Ins Auge fiel auch, dass sich die unteren Schichten des Jahres 2007 anders als die qualifizierte Industriearbeiterschaft der Jahre 1890, 1920 oder 1960 überwiegend keine langfristigen Ziele mehr setzten, auch nicht mehr an eine bessere Zukunft für sich durch Weiterqualifikation glaubten. Emanzipation durch Bildung, Organisation und zähe, kontinuierliche Reformarbeit gehörten somit nicht mehr zu den Identitäten und Hoffnungen der Minderprivilegierten.

Doch eine homogene Lebenswelt fand sich in den sozialen Hinterhöfen auch nicht. Es gab kein uniformes soziales Unten in der deutschen Gesellschaft. Die Sinus-Expertise teilt ihren Untersuchungsgegenstand in „traditionelle“ und „moderne Unterschicht“ ein. Die „Traditionellen“ waren während ihrer Sozialisation besonders in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten geprägt worden, die „Modernen“ im Laufe der nachfolgenden Jahre von Individualisierung, Genussorientierung und mehr Optionalität.

Die traditionelle Unterschicht Mitte des letzten Jahrzehnts war weiblicher; ihre Zugehörigen waren älter. Ein stattlicher Teil lebte von einer äußerst kargen Rente, war verwitwet. Das Wertefundament war noch klassisch und wies durchaus einige Affinitäten zur sozialdemokratisch, gewerkschaftlich, auch katholisch durchformten Arbeiterschaft auf. Die traditionelle Unterschicht lebte bescheiden und sparsam, war um Sauberkeit und Ordnung bemüht, schätzte Fleiß und Pünktlichkeit, strebte nach intakten Familienverhältnissen, sah die Dinge nüchtern und realistisch. Soziale Gerechtigkeit, Solidarität und die Integration in Freundes- wie Vereinsnetzwerke galten ihnen nach wie vor viel. Dieser Kanon von Tüchtigkeitstugenden übersetzte sich unmissverständlich in Freizeitaktivitäten: Man strickte, schneiderte, gärtnerte, bastelte und hobelte emsig vor sich hin.

Die Freizeit in den modernen Unterschichten gestaltete sich anders. Man strömte in Freizeitparks und begab sich zu Techno-Events, hielt sich in Schnellrestaurants auf oder vergnügte sich zu Hause bei Action-, Thriller- und Horror-DVDs. Die modernen Unterschichten waren jünger, männlicher, lebten bevorzugt in Mehrpersonen-Haushalten, waren in der Tat keine praktizierenden Freunde von Disziplin, Langfristigkeit, Triebaufschub. Freizeit, Spaß, Unterhaltung, Ablenkung, Traumwelten, und Body-Kult – in diesen Chiffren drückten sich die Alltagsphilosophien und die Lebensbewältigung der modernen Underclass aus.

Mit der sozialkatholischen Lebensweise der kleinen, bescheidenen Leute und dem gewerkschaftlichen Milieu klassenbewusster Arbeiter hatte das nichts mehr zu tun. In der neuen Unterschicht – das zeigten die Sinus-Studien sehr präzise – flackert demgegenüber gleichsam ein Stück Insubordination, Unberechenbarkeit, Aufbegehren. Die neuen Unterschichten lehnen es in großen Teilen ab, sich „bei der Arbeit herumkommandieren“ zu lassen. Sie zeichnen sich durch Tabulosigkeiten, Lebenshunger, spontane Direktheit aus.

Kurzum: Die Milieus in den unteren Bereichen der gesellschaftlichen Rang- und Sozialordnung differierten durch Sozialisation ihrer Zugehörigen in verschiedenen Zeitkontexten nicht unerheblich. Doch einte sie das Grundgefühl, in der ökonomischen Dynamik unter die Räder zu kommen, zu den Abgehängten und Ausgeschlossenen der Modernisierung zu gehören. Positive kollektive Entwürfe für eine bessere gesellschaftliche Zukunft fanden sich dort nicht; auch ließen sich solidarische Organisationsformen vor allem in den jüngeren Lebenswelten der Underclass kaum mehr erkennen.

Der Blick auf die Migration ergänzt einiges.³³ Nicht ganz wenige Kinder aus dem berufsstolzen, disziplinierten, traditionellen Arbeitermilieu der seinerzeit so genannten „Gastarbeitergeneration“ hatten sich im Lauf der Jahrzehnte stärker nach oben gerobbt, ehrgeizig, anpassungsbereit. Und ähnlich der Entwicklung in den 1970er Jahren hat man sich auch in der neumittigen Migration von den unten Zurückgelassenen getrennt und kulturell distanziert. Die neue Mitte der Einwanderung war ebenso wie das Zentrum der klassischen Mehrheitsgesellschaft darauf erpicht, sich nur in solchen Wohnquartieren niederzulassen, in denen der Ausländeranteil gering war.

Und so blieben auch in der Migration etliche – rund ein Viertel dürften es wohl mindestens gewesen sein – zurück. Der Aufstieg der einen lässt die anderen ihr Scheitern und ihre Rückständigkeit als noch schmerzhafter empfinden. Ebenfalls in einer Sinus-Studie firmieren sie als „entwurzelte“ beziehungsweise „hedonistisch-subkulturelle Milieus.“ Hier wurde am stärksten die Aussage bekräftigt, dass „Menschen mit einem Migrationsintergrund gerade in Deutschland Bürger zweiter Klasse“ wären. In beiden Lebenswelten dominierten Männer mit geringer schulischer Qualifikation, unzureichender beruflicher Ausbildung. Das „entwurzelte Milieu“ speiste sich vor allem aus der meist nur wenige Jahre zurückliegenden Einwanderung aus der früheren Sowjetunion und dem Ex-Jugoslawien. Die Deutschkenntnisse waren sehr gering; weder im Familien- noch im Freundeskreis wurde hauptsächlich deutsch gesprochen. Man blieb mithin unter sich, pflegte keine oder kaum Außenkontakte zu anderen Lebenswelten. Fast die Hälfte identifizierte sich mit dem Satz: „Mein Herkunftsland ist meine eigentliche Heimat; in Deutschland verdiene ich nur mein Brot.“ Das „hedonistisch-subkulturelle Milieu“ hingegen – wo nur ein Viertel ein derartiges Bekenntnis abgibt – wurde eher von jungen männlichen Türken geprägt, die größtenteils während der 1990er Jahre nach Deutschland gekommen sind, von denen aber auch überproportional viele hier bereits geboren worden waren. Über die Hälfte besaß nicht die deutsche Staatsbürgerschaft, aber ihre Kenntnisse der deutschen Sprache waren bemerkenswert gut.

33 Vgl. Walter, Franz: Einwanderer-Elite beflügelt Deutschland, in: *Spiegel online*, 16.10.2007, online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,511474,00.html> und unter: http://www.sociovision.de/uploads/tx_mpdwnloadcenter/Zentrale_Ergebnisse_16102007.pdf (beide zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

Es war dies Milieu junger, sich ihrem Selbstverständnis unsicherer Menschen, von denen sich viele vehement dagegen sträubten, in der deutschen Mehrheitsgesellschaft adaptiv aufzugehen. „In der dritten Generation werden die Erwartungen nicht mehr nur auf die eigene Herkunftsfamilie, sondern mehr noch auf die Lebenschancen von Gleichaltrigen überhaupt bezogen. Die Enkel denken nicht mehr daran, für andere die Drecksarbeit zu machen. Damit werden nicht nur starke Motive des Vorankommens, sondern auch ganz andere Bezüge der Frustration geschaffen.“³⁴ Sie wollten sich nicht unter Druck assimilieren, verhielten sich renitent, demonstrativ provokativ. Diese Eigenkultur war unzweifelhaft modern, aber sie akkulturalisierte mindestens Spuren oder Teilelemente auch der Traditionalität, des Rückgriffs auf Ethnie und religiösen Eigensinn, um sich von der verhassten Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen und dadurch vielleicht eine eigene, gewiss schwierige Identität zu konstruieren.

Diesseits der Migrantendebatte wurde in den letzten Jahren vorwiegend die Abstiegsangst der gesellschaftlichen Mitte zum Thema von Politik und Publizistik. Dabei: Die Wut, allerdings auch Frustration und Resignation waren zum Ausgang des letzten Jahrzehnts in den abgehängten Quartieren der bundesdeutschen Gesellschaft noch weiter gewachsen.³⁵ Dies ergab eine sozialwissenschaftliche Untersuchung zur „Politikwahrnehmung in der Unterschicht“, die eine Göttinger Gruppe aus der Parteien- und Politischen Kulturforschung der Universität zusammen mit dem Heidelberger Sinus-Institut im Winter 2008/09 für das Land Nordrhein-Westfalen durchgeführt hat. Die Resultate der Studie werden hier im Folgenden referiert. Die Menschen im unteren Drittel waren, wie sich herausstellte, mutlos geworden, keineswegs zukunftsgewiss, sondern voller Furcht vor dem, was noch kommen mochte. Die „kleinen Leute“ im mittleren oder höheren Alter waren konservativ in dem Sinne, dass ihr Fluchtpunkt stets die Verhältnisse von „früher“ waren. „Früher“, da galten sie und ihre Fähigkeiten noch was. Früher, da kam man auch mit einem ordentlichen Volksschul- oder Realschulabschluss weiter. „Heute muss man doch mindestens Abitur haben, sonst brauchst Du Dich gar

34 Bude: *Die Ausgeschlossenen*, S. 26.

35 Vgl. auch Walter, Franz: *Vom Milieu zum Parteienstaat. Lebenswelten, Leifiguren und Politik im historischen Wandel*, Wiesbaden 2010, S. 200ff.

nicht erst vorzustellen“ – lautete die immerwährende Klage der Menschen in prekären Lebensverhältnissen.

Mit dem Begriff der „Chance“ konnten sie nichts anfangen. Auf die Formel „Chance durch Bildung“ reagierten sie gar wütend. Jeder oder jede von ihnen, der/die über 16 Jahre alt war, erfasste ganz realistisch, dass die Chancen-Bildungs-Gesellschaft für ihn oder sie bedeutete, in den nächsten Jahrzehnten ohne Aussichten, ohne Ansehen, erst recht ohne Möglichkeiten des Weiterkommens zu bleiben. Denn Bildung war schließlich der Selektionshebel, der sie in die Chancenlosigkeit hineinsortiert hatte. Bildung bedeutete für sie infolgedessen das Erlebnis des Scheiterns, des Nicht-Mit-halten-Könnens, der Fremdbestimmung durch andere, die mehr gelesen hatten, besser reden konnten, gebildeter aufzutreten vermochten. „Die anderen sind mit dem Fahrstuhl eine Etage höher gefahren; sie sind jedoch in ihrem Stockwerk geblieben“, fassen Heike Solga und Sandra Wagner andernorts das Dilemma dieser Gruppe zusammen:

„Diese generationelle Veränderung der Wahrnehmung von den Hauptschülerinnen und Hauptschülern äußert sich unter anderem darin, dass den älteren Generationen (insbesondere den Frauen) noch ein strukturell verwehrt Übergang auf höhere Schultypen zugestanden wird, während die jüngeren Generationen – mit der Expansion des allgemeinen Bildungssystems – Gefahr laufen, dass ihr Verbleiben auf der Hauptschule einem individuellen Leistungsdefizit zugeschrieben wird.“³⁶

Mehr Bildungschancen mochte ein Rezept für ihre ganz kleinen oder noch nicht geborenen Kinder sein – aber selbst daran glaubten sie nicht –, für sie selbst bedeutete die Konzentration staatlicher Anstrengungen auf Bildung statt sozialer Transfers die Verfestigung von sozialer Labilität, ja Marginalität. Ganz illusionslos sahen sie, dass es für sie nicht eine einzige plausible Idee für ein sozial gesichertes und respektables Leben in den nächsten Jahrzehnten gab. Daher klammerten sie sich stärker als alle anderen Gruppen an den Staat. Zugleich aber beschwerten sie sich bitter über die Bürokratie, mit der sie bei ihren täglichen Behördengängen zu tun bekamen, von der sie sich gegängelt, überwacht, schikaniert fühlten.

Signifikant war die dominante Fortschrittsangst. Der Fortschritt bedeutete Bedrohung, übte einen permanenten Druck aus, den man nicht zu be-

36 Solga; Wagner: Die Zurückgelassenen, S. 217f.

wältigen vermochte, der hilflos und klein machte, der die eigene Entbehrlichkeit und Nutzlosigkeit grell ausleuchtete.³⁷ Auch hier war der pessimistische Fatalismus spürbar, das allgegenwärtige Gefühl, die Dinge nicht mehr in der Hand zu haben, erst recht nicht steuern zu können, weshalb sich gerade die überforderten Unterschichten in ihre Refugien von Couch und Fernsehzimmer zurückzogen, um ihre Hilflosigkeit nicht noch öffentlich preisgeben und sich der Lächerlichkeit aussetzen zu müssen.

Bezeichnend an der Selbstinterpretation der unteren Schichten war, dass sie die schlimmste Zeit, die fatalsten Brüche in ihrer Lebensgeschichte in den 1980er/90er Jahren verorteten, als nicht nur die schon zuvor existente Arbeitslosigkeit drückte, sondern als überdies die neuen Medien, die neuen Technologien, die Deutsche Einheit, die neue Währung, die neuen Ansprüche im Geschlechter- und Familienverhältnis, die Appelle zur fortwährenden Bildung ihnen auf den verschiedensten Ebenen zusetzten. Mit einem Problem fertig zu werden, hätte ihnen noch gelingen mögen. Doch nun bündelten sich die Wandlungen und Zumutungen auf allen Seiten der Alltagsbewältigung. Der Soziologe M. Rainer Lepsius hatte in anderer Angelegenheit darauf hingewiesen, dass Nationen kaum dazu in der Lage sind, mit sich überlappenden Basisproblemen, die sämtlich zeitgleich auftreten, auf zivile Weise fertig zu werden. Auch ein gut funktionierendes System kann in der Regel jeweils nur ein Großproblem konstruktiv lösen, denn jede Organisation – eben auch der Staat – besitzt eine beschränkte Leistungsfähigkeit. Für die mit kulturellen Ressourcen minderausgestatteten Untermilieus gilt das erst recht.

Politiker bildeten für diese Gruppen eine hermetisch abgeschlossene Kaste, die vom Volk nichts wisse, die quasi hinter Mauern lebe und sich auf Kosten des Steuerzahlers mit teuren Delikatessen ein angenehmes Leben mache. Bemerkenswert allerdings war, dass viele aus den vernachlässigten sozialen Segments, die schon einmal einem Politiker „live“ begegnet waren, diesen – aber eben nur diesen – als „sympathisch“, „normal geblieben“, „verständnisvoll“ empfanden. Ansonsten waren es seinerzeit bestenfalls Politiker wie Friedrich Merz oder Wolfgang Clement, denen Lob zu teil wurde, weil sie sich nicht „verbiegen“ ließen, „echt“ und „ehrlich“ agierten, die Dinge „aussprechen“, wie sie seien. Nun verkörperten diese Politiker bekanntlich nicht die staatliche Schutzmacht der kleinen Leute.

37 Vgl. auch Embacher, Serge: *Demokratie! Nein Danke?*, Bonn 2009, S. 22f.

Die „Bruce-Willis“-Haltung also schien zugkräftiger als die wackere Sozialstaatlichkeit der oft etwas unbekannten sozialpolitischen Experten in den Bundestagsfraktionen.

Bezeichnend war, dass man in den jüngeren Teilen des „neuen Unten“ überhaupt nur noch den politischen Typus akzeptierte, der mit Geradlinigkeit verbunden wurde, die politische Spezies des „lonesome cowboys“ gleichsam, der sich auch durch Abstrafungsaktionen oder gar Ausschlussandrohungen von oben nicht einschüchtern ließ. Es war der Typus des harten Mannes, der ohne Schleimereien und ohne Parteipatronage „seinen Weg geht“, „für etwas steht“, seiner Sache „nicht untreu“ werde. Darin spiegelt sich nicht nur das in der Tat große Bedürfnis nach Politikern, die wirklich machen, was sie sagen, die einen also nicht – wie so viele andere im bisherigen Leben – enttäuschen, betrügen oder verraten, sondern die Hoffnungen aufrechterhalten, dass man es doch schaffen kann: mit Trotz und Eigensinn.

Bedrückend fiel die Bilanz aus, die von älteren Menschen der „kleine-Leute-Milieus“ gezogen wurde. Sie hatten in der Regel hart gearbeitet, waren sparsam und nachhaltig. Sie hatten Kinder in die Welt gesetzt und versucht, aus ihnen ordentliche Menschen zu machen. Sie hatten rechtschaffen und fleißig gelebt. Aber irgendwann vor Jahren und Jahrzehnten verloren ihre einfachen Bildungsabschlüsse, ihre manuellen beruflichen Fertigkeiten und ihre traditionell geprägten biographischen Erfahrungen an Wert, jedenfalls im Ansehen derjenigen, die gesellschaftlich jetzt den Ton angaben und seither dominant definierten, was als „Leistung“ zu gelten habe und was nicht. Das Leben und die Arbeit der früheren Schreiner, Tischler, Bergarbeiter, Hausfrauen und Näherinnen wurden so aus der „Leistungsgesellschaft“ der postindustriellen Eliten verbannt. Seither ist an der früheren, alt gewordenen Basis der arbeitsamen Industriegesellschaft eine Verbitterung zurückgeblieben, die auch die Erosion der Volksparteien in Teilen erklärt. Denn diese waren nicht mehr die Schutzmächte der „kleinen Leute“, für die sie ursprünglich Stimmen gesammelt hatten.

Es existierte im unteren Drittel der Gesellschaft die Vorstellung von einer „an sich richtigen“ Politik, von generell unzweifelhaften Lösungen gesellschaftlicher Probleme – und dadurch auch von dem einen unstrittig richtigen Lösungsweg. Daher blieb ihnen unverständlich, warum in der Politik dieser Weg nicht unverzüglich und zielstrebig beschritten wurde, warum alles so lange dauerte, vor allem: warum die Parteien überhaupt ständig stritten. Konflikte waren in dieser Perspektive – die auch und gera-

de in der gesellschaftlichen Mitte zu finden ist – nicht Ausdruck verschiedener Interessen und legitimer unterschiedlicher Sichtweisen, sondern Profilgehabte, Deformation einer politischen Klasse, der es gut ging und die sich schon deshalb keine Gedanken darüber machen musste, was für Folgen ihre in die Länge gezogenen Querelen für den Rest des Volkes hätten. Hauptsächlich bei den älteren Zugehörigen der unteren Schichten herrschte ein auch in anderen Fragen immer wieder durchschimmerndes Harmoniestreben: „Alle Parteien an einen Tisch“ – das traf die Projektion der älteren „kleinen Leute“ wohl am besten.

Geld war ein zentrales Thema in den unteren Schichten. Denn in der Regel reichte es nicht oder kaum. Hier, in den jüngeren und modernen Unterschichten, von denen viele, wenn überhaupt, lediglich schlecht bezahlte Jobs bei Zeitarbeiterfirmen hatten, wurde von allen Bevölkerungsschichten im Übrigen am stärksten ein großer Bogen um Artikel gemacht, die ein Bio-Etikett trugen. Es wurde über die unerschwinglichen Preise bei solchen Produkten geklagt. Und überhaupt: Auf diese „Verarsche“ falle man nicht herein. Ökologie sei etwas für Reiche, für die grün wählenden Heuchler, die Verzicht predigten, selbst aber wie Gott in Frankreich lebten. Umweltaufappele hielten vor allem die jungen Zugehörigen der sozial an den Rand gedrängten Schichten für Angriffe auf die wenigen Freuden, die ihnen noch geblieben waren, vom Auto über den Grillabend im Park bis hin zum Tabak.

In den traditionellen Kleine-Leute-Milieus überwog stärker die Sorge, dass der Lohn oder die Rente, die man derzeit noch bekommt, bald gemindert werden oder gar wegfallen könnten. Viele der Älteren, die selbst körperlich nicht mehr sonderlich fit waren, versorgten pflegebedürftige Angehörige, deren professionelle Betreuung zu finanzieren sie sich nicht leisten konnten. Das führte zu einer massiven Einigelung in das unmittelbare Lebensumfeld. Doch ragt das so genannte „traditionsverwurzelte Milieu“, wie ein anderes Projekt der Göttinger Gruppe mit den Sinus-Forschern im Auftrag des Bundesumweltministeriums ergab³⁸, durch exemplarisches um-

38 Die Untersuchung trug den Titel *Alltagseinstellungen in der Bevölkerung zu Umwelt und Umweltpolitik* und wurde von einer Göttinger Forschungsgruppe des Verfassers zusammen mit dem Heidelberger Sinus-Institut im Frühjahr 2009 für das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit durchgeführt.

weltschonendes Alltagsverhalten heraus. Der Begriff „Nachhaltigkeit“ kam in der Rhetorik der Traditionsverwurzelten zwar nicht vor, aber sie lebten in der täglichen Praxis nachhaltiger als andere sonst. Mit Wasser ging man behutsam um. Der Komposthaufen im Garten war selbstverständlich. Man nahm die Bahn oder fuhr ein Ressourcen sparendes Auto, benutzte noch häufiger das Fahrrad. Alte Möbel wurden zu Regalen neu geschnitten und weiter gebraucht. Lockere Wegwerfneigungen waren verpönt. Einzig in diesem Milieu war die Philosophie präsent, dass man in einem großen Kosmos gewissermaßen seinen Platz und seine Aufgabe zugewiesen bekommen habe und die daraus resultierenden Pflichten schlicht selbstverständlich erfüllen müsse. Und man delegierte die Verantwortung keineswegs fort, wie neoliberale Jungbürger oft unterstellen. „Viel Kleines gibt ja auch was Großes“ – hieß es wieder und wieder zur Begründung dafür, dass bei ihnen das Wasser beim Zähneputzen nicht lief. Die so genannten Elitegruppen belächelten dergleichen süffisant als Naivitäten.

In der Lebenswelt des modernen Prekariats waren konstruktiv gewendete Ideen, wie man es politisch oder gesellschaftlich denn anders machen könnte, kaum bis gar nicht vorhanden. Von der Politik erhoffte man sich mittlerweile überwiegend nichts mehr. Es gab auch keinen Ansehenszuwachs der Politik durch die Diskreditierung von Wirtschaftsführern und Bankern nach Ausbruch der Finanzkrise 2008 zu verzeichnen. Sie alle, Unternehmer, Politiker und Medienmenschen, galten als ein miteinander verbandelter Haufen, der sich gegen die da „unten“, den „kleinen Mann“ oder „die kleine Frau“ unheilvoll verschworen habe. Konspirationsvermutungen solcher Art zirkulierten in der Vorstellungswelt der unteren Schichten in einem opulenten Ausmaß. Dass Deutschland noch eine „wirkliche Demokratie“ sei, glaubten die meisten dort jedenfalls nicht mehr. Zuweilen entlud sich regelrechter Hass gegen diejenigen, die – wie einige Ausländergruppen – sie im Aufstieg nach oben überholt und weit hinter sich gelassen hatten, oder gegen solche, denen sie die Verantwortung für ihre Marginalisierung zuschrieben, eben den Politikern.

Immer wieder dokumentieren die „Prekarierten“ ihre Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit. Selbst die wenigen Freuden, die ihnen geblieben waren, wie insbesondere das Rauchen, wurden ihnen von denen, die überall das Sagen hatten, durch Verbote genommen. Bemerkenswert war, dass sie die Zeit vor zehn oder fünfzehn Jahren als noch „normal“ erinnerten. Seither aber waren nur noch, geradezu pausenlos Unsicherheiten, Zumutungen,

Bedrohungen über sie hereingebrochen. Doch wurden Generationsdifferenzen erkennbar. Diejenigen, die seit den 1960er Jahren geboren wurden, ließen ihrer Wut ungezügelt freien Lauf. Diejenigen hingegen, die zumindest als Kinder noch Krieg, Vertreibung und unmittelbare Nachkriegszeit erlebt hatten, traten besonnener auf, wirkten dem Staat und der Demokratie nach wie vor positiver zugewandt. Doch äußerten sich viele Ältere bitter darüber, dass sie trotz eines seinerzeit soliden Schulabschlusses, trotz oft auch ordentlich absolvierter Lehre und dann jahrzehntelanger harter Arbeit nun eine lediglich marginale, fragile Stellung in der Gesellschaft zugewiesen bekommen haben. Dass es zutiefst ungerecht sei, im letzten Fünftel des Lebens nach vielen beschwerlichen Jahren der Kinderaufzucht und der oft körperlich anstrengenden Erwerbsarbeit nun von „jungen Schnöseln“ als überflüssige Vergangenheitslasten verworfen zu werden, das stand für sie fest und deprimierte sie zutiefst. Das oft leise vorgetragene Satzfragment dafür lautet: „Das darf doch nicht sein.“ Die Traditionsverwurzelten gingen von einer Art Sicherungspflicht des Staates aus. Diese ergab sich in ihrer Perspektive aus ihrem redlich und in einem arbeitsamen Leben erworbenem Recht auf einen anständigen Lebensabend. Gegenwärtig oder künftig noch mitzuhalten, galt ohnehin nicht mehr als ein realistisches Ziel. Dass das Sicherungsrecht zukünftig nicht mehr, wie ursprünglich erwartet, eingelöst werden könnte, wirkte wie ein großer Betrug an ihrer Lebensgeschichte, ihrer Vorleistung. Mit Blick auf künftige Jahrgänge und Generationen erzeugte diese Entwertung der staatlichen Schutz- und Fürsorgegarantie in der Rezeption einen Abgrund an Alters- und Notfallunsicherheit, dem durch eigenes Bemühen nicht zu entkommen sei. Damit wurde in ihren Augen eine Art impliziter Vereinbarung zwischen Staat und Bürgern gebrochen; die Menschen blieben damit zunehmend allein zurück. Ihr Gesellschaftsbild war dadurch schwer beschädigt. Die bekannte Folge waren unverkennbar: Verbitterung, Zorn und Wut, mitunter Zukunftspessimismus und Paralyse.

Der Legimitätskern von hart erbrachten Erwerbsleistungen fehlte den meisten jüngeren Zugehörigen dieser Schicht, weshalb Resignation, sarkastischer Fatalismus oder auch ziellos wirkende Hasstiraden hier weitaus stärker anzutreffen waren. Dort vagabundierte überdies eine massive Krise der Männlichkeit. Alles, was einst den „starken Mann“ ausgemacht hatte, war in der gesellschaftlichen Bedeutung während der letzten Jahre geschrumpft – das Manuelle, die kesse Lippe, Sexprotezeien, die Kraft der

Faust, die vitale körperliche Unmittelbarkeit. Stattdessen wird nun wertgeschätzt: Wissen, Bildung, Kultur, Sprachfähigkeit, körperlose Interaktivität. Das Gros der politischen und interpretierenden Klasse stand für die zweite Variante, verkörperte und postulierte also all das, was das Selbstwertgefühl des männlichen Teils der unteren Schichten täglich in Frage stellte.

Noch herrschte die Stimmung vor: „Ich schaffe es soeben noch“. Doch wuchs die Furcht, dass bald „gar nichts mehr geht“. Und alle ahnten, dass sie dann den oft durchaus noch langen Rest ihres Lebens nicht mehr aus der Aussichtslosigkeit herauskommen würden. Dennoch fand man keine Bereitschaft, auch keine organisatorische oder ideelle Grundlage zur Gegenwehr. Dafür war der Fatalismus – „es hat keinen Sinn, sich aufzuregen“, „man kann eh nichts machen“ – dominant. Unternehmer ihrer selbst zu werden, wie oft sozialpädagogisch empfohlen, konnten sie nicht schaffen. Dazu fehlte es ihnen ganz an dem dafür nötigen Rüstzeug und am Sozialkapital („eigenständig sein“, „Chancen erkennen und ergreifen“, „sich entwickeln“, „sich gut verkaufen“). Zu einem komplementären Befund gelangte im Sommer 2008 Renate Köcher, die einen verbreiteten „Statusfatalismus“ bei den immerhin noch einen Erwerb nachgehenden unteren Schichten ausmachte: „59 % der Berufstätigen aus der Unterschicht [...] sind überzeugt, dass die Sozialstruktur der deutschen Gesellschaft letztlich zementiert ist und die eigene Position durch eigene Leistung nur sehr begrenzt verändert werden kann.“³⁹ Die kleinteilige Binnenperspektive überwog deutlich. Man grübelte nicht über die Umwelt, erregte sich nicht einmal über die Finanzkrise, hoffte erst recht nicht auf Chancen durch Bildung, glaubte auch nicht an die segensreiche Wirkung von „Konjunkturprogrammen“ – im Gegenteil: Darin sahen sie ein weiteres raffiniertes Manöver von Politikern und Wirtschaftsbossen, sich selbst die Taschen zu füllen. Politiker waren für etliche von ihnen schlicht: „Drecksäue“.

Wie ein roter Faden durch all die Frustrationen und Erbostheiten im unteren Segment der Gesellschaft zog sich das Gefühl, überhaupt nicht mehr zu überblicken, wohin das alles führen mochte, ob das, was jetzt noch galt oder zugesagt wurde, auch morgen weiterhin Bestand hätte. Die Vermehrung von Komplexität ist bekanntlich ein Signum der Moderne. Sie machte auch anderen Milieus zu schaffen, die aber durch ihr kulturelles Kapital über Methoden

39 Köcher, Renate: Das Bewusstsein der Mittelschicht, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 15.7.2008.

und soziale Verhaltensweisen verfügten, um die Problemvielfalt im Alltag handhabbar zu machen. Diese Fähigkeiten fehlten den meisten Zugehörigen der niedriger angesiedelten Milieus. Daher waren für diese Milieus im Prinzip Institutionen oder Personen, die Maßstäbe von längerer Gültigkeitsdauer begründen und Ziele weisen konnten, elementar wichtig. Dass die Politik diese Repräsentanz- und Orientierungsfunktion nicht mehr verlässlich ausfüllte, war sicher konstitutiv für das Beziehungsdesaster zwischen dem „politischen Oben“ und dem „sozialen Unten“.

So war und ist das Prekariat in Deutschland sozial und kulturell verwaist, ist in dieser Beziehung buchstäblich obdachlos. Der Verlust von Sozialmoral, Weltanschauung und Glaubensüberzeugungen hat die moderne Gesellschaft zwar ideologisch pazifiziert, dabei aber sozial und altersstrukturell desintegriert. In der postweltanschaulichen Gesellschaft ist insbesondere das „soziale Unten“ aus den früheren kulturellen Behausungen herausgefallen, ist politisch verwaist, ist gleichsam heimatlos geworden.

Die Frage ist, ob die viel zitierte und hoch belobigte Zivilgesellschaft zur Reintegration der Herausgefallenen, Überflüssigen, Marginalisierten beitragen mag, ob sie zur Partizipation und Selbstorganisation, zur Aktivierung und Einbeziehung des unteren gesellschaftlichen Fünftels taugt. Grund zur Skepsis gibt es genug. Denn vor allem die „neuen Formen des sozialen Kapitals, die Selbsthilfegruppen und modernen Initiativen entspringen, erweisen sich so als exklusiv“.⁴⁰ So erscheint bislang die Bürgergesellschaft als ein Forum akademischer Mittelschichten, nicht als Terrain bildungsferner Sozialgruppen.⁴¹ Die unteren Schichten haben in der Diskursöffentlichkeit stets den Kürzeren gezogen, verfügen so nicht über Erfolgserlebnisse in den aktiven Partizipationsarenen und scheinen schon deshalb vielfach beteiligungsblockiert. Die Fähigkeit zur Partizipation ist schließlich gebunden an besondere Ressourcen: Sprachgewandtheit, Kompetenz, Selbstbewusstsein, Informationen. Partizipation prämiert den privilegierten Zugang

40 Brömme, Norbert; Strasser, Hermann: Gespaltene Bürgergesellschaft? Die ungleichen Folgen des Strukturwandels von Engagement und Partizipation, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 39 (2001) 25/26, S. 6-14.

41 Gabriel, Oscar W.: Partizipation, Interessenvermittlung und politische Gleichheit, in: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hrsg.): *Zur Zukunft der Demokratie*, Berlin 2000.

zu Bildungsgütern. Bürgergesellschaftliche Partizipation könnte so die Elitenstruktur moderner Demokratien noch verfestigen. „People with higher incomes, more education, and in professional or managerial positions volunteer at higher rates.“⁴²

Jedenfalls stellt sich uns die Frage: Wo bleibt das Prekariat in der modernen Bürgergesellschaft? Hier spielen horizontale Netzwerke offenbar eine besondere Rolle; Nachbarn, Verwandte, das Quartier 43 sind von elementarer Bedeutung, vor allem wenn es jenseits davon an Verlässlichkeiten fehlt.⁴⁴ Nach chronisch negativen Erfahrungen im Berufsleben oder im Umgang mit der staatlichen Bürokratie versprechen allein noch Freunde, Nachbarn und nicht zuletzt die Familie halbwegs verlässlichen Halt.

Hier genauer hinzusehen bedeutet für akademische Forscher sicher eine Herausforderung. Denn natürlich stellt sich für sie stets das Problem einer persönlichen und sozialen intimen Vertrautheit beziehungsweise Distanz gegenüber ihrem Forschungsgegenstand. Durch den eigenen akademischen Werdegang und Lebensweg fallen analytische Porträts von Einstellungen, Verhaltensweisen und Weltbildern gesellschaftlicher Mittemilieus oder auch sozialer Eliten leichter und sind in der Beobachtung meist schärfer, nuancierter, empfindsamer. Anderes gilt für das „Prekariat“ oder die Milieus mit Migrationshintergrund, hier kann sich die lebensweltliche Transferleistung – sowohl bei Datenerhebung wie bei deren Interpretation – durchaus als mögliche Barriere erweisen.⁴⁵ Bei bildungsfernen Bevölkerungsschichten könnte zudem leicht zivilgesellschaftliches Engagement übersehen werden, zumindest wenn man die konventionelle Zivilgesellschaft unabdingbar als einen Bereich definiert, der soziologisch außerhalb

42 Hodgkinson, Virginia A.: Volunteering in Global Perspective, in: Dekker, Paul et al. (Hrsg.): *The Values of Volunteering. Cross-cultural Perspectives*, New York [u.a.] 2003, S. 35-53.

43 Zur Rolle des Quartiers in sozialen Exklusionsprozessen vgl. Keller, Carsten: *Leben im Plattenbau. Zur Dynamik sozialer Ausgrenzung*, Frankfurt a.M. 2005.

44 Keller spricht in bestimmten Fällen gar von einer „Überinvestition in nachbarschaftliche Netze“, vgl. ebd., S. 169.

45 Vgl. Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred: *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*, Wien 2003, S. 11. Präziser bei Gabriele Rosenthal: *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*, Weinheim [u.a.] 2008, S. 19ff., 22ff.

von Wirtschaft, Staat und Privatem zu lokalisieren ist.⁴⁶ Doch gerade die in diesen Milieus bedeutsamen privat-familial geprägten Solidarbeziehungen passen nicht in das einschlägige Bild bürgerschaftlicher Partizipation. Die Zivilgesellschaftsforschung sollte an dieser Stelle etwas elastischer agieren und sich für den Bereich des Privaten öffnen, um die Aktivitäten von Unterschichten und Migrant*innen, die sich häufig im Quartier, in der Nachbarschaft und im Familienumfeld von Cousins und Cousinen abspielen, den Alltagsrealitäten entsprechend nachvollziehen zu können.⁴⁷

Gleichviel, die Forschungen darüber, welchen Ort die Unterschichten in der Bürgergesellschaft einnehmen, sind nicht sehr weit gediehen. Das war Anstoß und Antrieb für die nachfolgende, vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderte Studie.

Göttingen, im Dezember 2010

46 Vgl. Gosewinkel, Dieter et al. (Hrsg.): *Zivilgesellschaft – national und transnational*, Berlin 2004.

47 Blaschke, Ronald: Arm, arbeitslos und aktiv – Bürgerschaftliches und politisches Engagement armer und arbeitsloser Bürger in eigener Sache, in: Munsch, Chantal (Hrsg.): *Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit*, Weinheim [u.a.] 2003, S. 45-78, hier S. 47.